

Rollendes Arbeitszimmer

Einer, der keinen eigenen Schreibtisch für das literarische Arbeiten hat, weil ihm dafür ein Zimmer fehlt, erwirbt eine Jahreskarte der Deutschen Bahn für das gesamte Streckennetz. Mit seinem Laptop reist er durch die Republik. Dabei bevorzugt er längere Strecken ohne umzusteigen, genießt, daß Menschen um ihn sind, ohne größere Störgeräusche, und die Blicke aus dem Fenster, welche ihn mit der Welt verbinden. Manchmal ist er so tagelang unterwegs, manchmal kehrt er abends zum Schlafen heim. Unterwegs entstehen Romane, Kurzgeschichten und Essays.

Aus dem Hut gezaubert

Ein periodisch erscheinendes Organ, gern eine Zeitschrift, mit dem Schwerpunkt Kultur, welches nach unterschiedlichen Kopfbedeckungen für Frauen und Männer benannt ist. Die Nummer eins heißt zum Beispiel »Sombbrero«, die Nummer zwei »Stetson«, die Nummer drei »Panama (Hut)«, gefolgt von »Melone«, »Zylinder« und so weiter. Aber nicht nur Hüte sollen zu ihrem Recht kommen, sondern auch andere Arten von Kopfbedeckungen wie Kapuzen, Mützen mit und ohne Pudel, Caps, Helme und Turbane. Die einzelnen Hefte sind dann monothematisch angelegt. Ein Heft, das tatsächlich »Sombbrero« heißt und auf dem Titelblatt den Stempelabdruck eines Sombbrero auf einem grünen Riesenkaktus zieren könnte, sollte sich literarisch auf die Spurensuche machen, sich Wüsten, Dschungel, Mayastätten, Allerseelen, Meskalin und Revolution auf die Fahnen schreiben, welche hier Blätter sind. Viva Sombbrero!

Zweifel sind angebracht

Ein Detektiv zweifelt langsam an seinem Beruf. Seit Wochen schon eilt er von Tatort zu Tatort, um sich hinterher vom Gerichtsmediziner sagen lassen zu müssen, daß alle Toten eines natürlichen Todes gestorben seien.

Kein Happy End

Als der Spielfilm nach 120 Minuten im Kino mit dem eingeblenden »Fin« endet, herrscht minutenlange Stille. Es ist so etwas wie eine tobende Stille, die hier in der Luft liegt. Schon brechen heisere Verwünschungsschreie aus, wütendes Trommeln auf den Sitzpolstern, und Einwegfeuerzeuge in allen möglichen Farben treffen die dunkle Leinwand. Diese wird daraufhin von einem altmodischen weinroten Samtvorhang verdeckt, welcher Hunderte von Falten wirft. Auch ich fühle mich betrogen. Angekündigt worden war eine formidable Komödie, bis in die Nebenrollen hinein mit großartigen Darstellern besetzt und von leichter Hand inszeniert. Eine Komödie also wie gemacht für einen Sommer in leichten Kleidern. Tatsächlich, was haben wir noch vor einer Stunde gelächelt und gelacht, angetan von einem feinsinnigen Humor, mitgerissen von anarchischem Situationswitz. Bis das Ganze eine Viertelstunde vor dem Ende unvermittelt umkippte in eine alberne Tragödie, mit an den Haaren herbeigezogenen Dialogen, ein Massaker mit Mache-

ten am Esprit des zuvor Gezeigten, eine Schlachtplatte, die hier niemand bestellt hatte. Ob der Filmvorführer die Rollen vertauscht hatte? Fragen wir ihn doch selbst, prügeln wir die Wahrheit aus ihm heraus!

Vorbereitungsarbeiten

Einer plant akribisch seinen Mord. Nach zwanzig Jahren versucht er seinen Plan umzusetzen und scheitert kläglich. Daß er dafür nicht einmal ins Gefängnis kommt, macht sein Versagen perfekt.

Ein Glücksfall

Seit zwanzig Jahren schon wird sie regelmäßig erpreßt. Zum Glück ist es immer noch ein- und dieselbe Person. Was diese von ihr verlangt, gibt sie ja auch gern. Beide haben sich doch sehr aneinander gewöhnt.

Optimismus

Sie steht am offenen Fenster und kann ihm stundenlang dabei zusehen, wie er nackt in ihrem verschwenderisch blühenden Garten kraftvoll und elegant zugleich das Holz spaltet für einen langen Winter am Kamin.

Zeigefreudig

Es habe ihr damals eine seltsame und heute noch unerklärliche Genußtuung bereitet, sich bei aufsteigendem Bodennebel vor diesem auf der Waldlichtung mächtig röhrendem Hirsch hinzuhocken und ihr Hinterteil zu entblößen, um dem König des Waldes ihr perfekt gestochenes Arschgeweih zu zeigen.



DIE AUTOREN

Hermann Duros, Jahrgang 1974, hat bisher vor allem Sachtexte veröffentlicht. – Der in Potsdam lebende Ronald Glomb, der 1957 in Bremen geboren wurde, brachte 2016 seinen Gedichtband »Ayers Rock« heraus. – Die Slawistin Slatka Kozakova veröffentlicht seit 2016 Lyrik und Kurzprosa und hat zwei Anthologien herausgegeben – Marita Lamparter, Jahrgang 1952, schreibt Geschichten, die in Westfalen und im Hamburger Stadtteil Ottensen spielen. – Susanne Neuffer, 1951 in Nürnberg geboren und in Hamburg lebend, veröffentlichte 2016 ihren Prosaband »In diesem Jahr der letzte Gast« im Augsburg Maro Verlag. – Melitta Roth, Jahrgang 1970, stammt aus dem sibirischen Omsk und siedelte mit ihrer Familie früh nach Westdeutschland über. In ihren Texten beschäftigt sie sich mit der Zerrissenheit zwischen ihren »beiden Heimaten« – Der Hamburger Wolf Senff, 1949 in Buchholz in der Nordheide geboren, brachte 2016 seine Erzählung »Scammon und der Wal« heraus. – Konstantin Ulmer, Jahrgang 1983, lebt in Hamburg als Literaturkritiker und -vermittler. Im Berliner Chr. Links Verlag hat er den Band »VEB Luchterhand? Ein Verlag im deutsch-deutschen literarischen Leben« publiziert.

Hammer + Veilchen. Flugschriften für neue Kurzprosa. Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel. Erscheinen 4 Mal im Jahr, und zwar zum 15. März, 15. Juni, 15. September und zum 15. Dezember; im Fall von Vollmond einen Tag später. E-Mail: Redaktion@Hammer-und-Veilchen.de. © 2018 für die Texte bei den Autoren. Die Ausgaben eines abgeschlossenen Jahrgangs erscheinen jeweils als »Jahrbuch« (bisher für 2014, 2015, 2016 und 2017). Angegliedert ist die »Edition Hammer + Veilchen« mit bisher neun Buchausgaben. Weitere Informationen auf der Internetseite www.Hammer-und-Veilchen.de.



Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel · Ausgabe 17 · 2018
Mit Beiträgen von Susanne Neuffer · Wolf Senff · Maria Lamparter · Konstantin Ulmer · Hermann Duros · Slatka Kozakova · Melitta Roth · Ronald Glomb

SUSANNE NEUFFER DREI GESCHICHTEN VOM SOMMER

Sie

Im Wintergarten ist eine Libelle, sie surrt ziellos herum, nein, natürlich hat sie ein Ziel, sie will raus, aber bei so vielen Glasscheiben schafft sie das nicht, auch wenn die Tür weit offen steht. Es wirkt verzweifelt. Sie wirkt verzweifelt.

Ist das schon zu viel Interpretation? Kann eine Libelle verzweifelt sein?

Wie sie aussieht: riesige Augen, schwarz umrandet, riesige Flügel, ein schmaler Körper. Wie ein Model, das man als ägyptische Totengöttin geschminkt hat. Libellen sind jenseits der Biologie immer weiblich.

Sie ist mir unangenehm.

Kleine Schauer laufen mir über die Haut, wie nach einem Wespenstich, aber ich bin nicht gestochen worden.

Hummeln, Schmetterlinge und selbst kleine Wespen fange ich in umgedrehten Wassergläsern, halte einen Bierdeckel drunter und trage sie vor die Tür, mit einem Gefühl, als wäre ich Franz von Assisi persönlich. Na, flieg schon, sage ich dann, und plustere mich auf, während das Tier sich ungläubig entfaltet und durchstartet.

Aber diese riesige Libelle, diese eigentlich tote ägyptische Prinzessin, die mich mit ihrem großen schwarzen Auge von der Seite her anstarrt, die läßt sich nicht in ein Glas locken, ich würde es auch gar nicht wagen. Sie hat sich auf den Fensterrahmen gesetzt und verhält sich ganz still. Ich könnte mich jetzt auch still halten, Zeitung lesen, den Cidre weitertrinken, was man an einem sinnlos warmen Nachmittag eben so macht.

Aber ich muß mich an etwas erinnern, wenn ich nur wüßte, woran. Die Bewegung geht von ihr aus, diese Bewegung der Gedanken bei absoluter Unbewegtheit des Körpers. Jemand könnte mal einen Horrorfilm über Libellen machen, denke ich, die sind mindestens so unheimlich wie Saurier, sie sind noch unheimlicher, weil an ihnen nichts Komisches, Täppisches ist, nur kalte, klare Eleganz.

Es könnte auch ein Angebot an mich sein. Mach selber was draus, laß sie größer werden, überlebensgroß, bedrohlich, von ganz weit her kommend, mit einer Fünf-nach-Zwölf-Botschaft an die ganze Menschheit, hinter ihr sirrend und surrend und flügelrauschend eine ganze Armee, eine Luftstreitmacht, sie sind eine Ehrenrunde über dem Grab von Günter Eich geflogen und jetzt kommen sie, unerbittlich, und sie halten Gericht. Ich schreib das auf und mach

mir ein gutes Gewissen.

Du bist eine Libelle, sage ich, du wirst mir keine Angst machen. Ich könnte dich zerdrücken, es würde knacken und knirschen, ich würde mich eine Weile schlecht fühlen, aber dann könnte ich dich vergessen. Ich würde dich wegkehren, in den Restmüll werfen, wo du nicht hingehörst, ich weiß. Aber so etwas tue ich nicht, ich gehe lieber ins Haus, ich schließe die Tür zum Wintergarten, ich kann ja auch drinnen lesen und Cidre trinken, es ist ohnehin zu warm, es ist so heiß wie in Ägypten, und vielleicht gehst du ja freiwillig, vielleicht findest du den Weg nach draußen, wenn ich nicht hinschaue, bitte, versuch es, bitte, geh weg.

Wir wollen doch, daß es gut ausgeht.

Unter dem Dach

Ja, sie ist vom Lastwagen gefallen, lassen wir das. Sie war klein und verschumpelt, ich wollte nicht unhöflich sein, bückte mich und nahm sie mit, stellte sie in den Wintergarten. Sie hatte sogar einen Zettel um den Hals, auf dem stand, sie brauche Wasser und Sonne. Eine arme kleine Discounter-Schönheit, Abteilung Non-Food, Deko. Ich mag keine Zimmerpflanzen, ich vernachlässige sie, bis sie vertrocknet sind. Sie stehen einfach herum, mit meiner Steinsammlung können sie nicht mithalten, was Schönheit und Bedeutung angeht.

Die Banane hatte eine schwache Phase im Winter, als sie in dem ungeheizten Raum zu erfrieren schien. Ihre wenigen Blätter hingen herunter, wurden braun und sahen faulig aus. Hinter dem ausgelagerten Weihnachtsbaum fiel sie nicht auf. Auch für das Beseitigen toter Pflanzen braucht man Energie, und bevor ich sie entsorgen konnte, hatte sie ein Blatt produziert. Ein einziges Blatt, schmal und zusammengerollt wie eine grüne Seidenzigarre. So etwas rührt und verblüfft, also ließ ich sie gewähren.

Dann begann das Wachstum. Dieser Sommer ist merkwürdig, es hat lange nicht mehr geregnet. Hier drinnen hätte sie ohnehin keine Chance, ich gebe zu, sie wird gegossen. Von mir. Sie säuft. Ich schwöre, sie wächst zur Zeit zehn Zentimeter pro Tag. Nein, sie wächst in der Nacht. Am Abend sehe ich sie prüfend an, merke mir, wo das neue Blatt angekommen ist. Am Morgen ist sie dann ein großes Stück gewachsen, entfaltet bald das neue Blatt, es sieht aus wie eine Zunge, ein Krokodil, ein riesiger Fächer, die Zunge hängt über dem Frühstück. Manchmal muß man ein Blatt weg-schieben oder den Topf ein wenig verdrehen, um selber noch Platz zu finden. Sie stupst einen mit der Blattspitze, als wollte sie ein

Gespräch anfangen, aber das geht zu weit.

Ich kenne Leute, die mit Pflanzen reden, das ist ein möglicher Anfang vom Ende. Aber ich habe ihr auch schon gesagt, daß sie sich nicht so breit machen soll. Es ist in Ordnung, wenn sie ein Dach bildet aus Blättern, im Sommer ist der Wintergarten sowieso zu heiß. Aber sie muß sich arrangieren, mit Glas und Holz. Da wo sie herkommt, muß sie sich doch auch anpassen, ich kann nicht ihretwegen umbauen. Ich sage (nur zu mir, nicht zu ihr): »Wir wollen nicht enden wie eine Kurzgeschichte aus den Sechzigern, Zootiere in der Badewanne und Lokomotiven im Wohnzimmer.« Das Ganze ist unpassend, ich sitze unter dem grünen Dach und sortiere meine Landkarten. Bäreninsel, Jan Mayen. Wo Kälte ist, ist Sicherheit.

Vögel

Endlich hat es geregnet, der Sommer ist nun so, wie ich ihn haben will, bedeckter Himmel, Feuchtigkeit, kühlwarm, erträglich. *Ein Nachbar sägt etwas in Grund und Boden, er darf das, vielleicht ist das der Mann von der Irren, die bei größter Hitze Feuer macht, weil sie ihren Garten aufräumen will. Und dann braucht sie natürlich zersägte Bäume und hüllt uns alle in ihren stinkenden Qualm ein.*

Die Irre von Chaillot, nenne ich sie, das ist vielleicht fahrlässig, weil ich mal wieder nur den Titel des Stückes kenne, und vielleicht paßt der gar nicht. Aber das tut nichts zur Sache, nur nützt das nichts, weil es eben so ist.

Ich sitze auf den Stufen und warte auf richtigen Regen, da knattert es in den Bäumen, es ist ein großer Vogel, und er hat einen kleinen Vogel im Schnabel, so ein nacktes mageres Vogelwesen, ich sehe Schnabel und Hals und zappelnde Beine wie einen Scherenschnitt gegen den bleichen Himmel, sie fliegen in großer Höhe, aber deutlich erkennbar. Ein Jäger und seine Beute. Ein Fall von Entführung, Nestraub, Mord. Das ist Natur, sage ich mir und will mich damit zufriedengeben, da kommt schon der zweite, sieht aus wie eine Krähe oder ein Eichelhäher. Es gibt kein Triumphgeschrei, kein Gekrächze, weil auch dieser Jäger einen Zappelvogel im Schnabel hat, er setzt sich auf das Dach meines Hauses, neben den neu aufgebauten Schornstein, und beginnt zu fressen.

Wir haben es schön im Grünen, sagen alle, so zugewachsen, man muß niemanden sehen, hören muß man manchmal schon, aber morgens, wenn das erste Licht kommt, da ist es gut, da singen nur die verbliebenen Vögel, verwaiste Vogeleltern, erst noch leise, erst später schreien sie herum. Wenn sie nicht singen würden, wenn sie sich unauffälliger verhielten, kämen sie vielleicht davon. Aber sie singen unbelehrbar, wie die Jünglinge im Feuerofen, nennen wir es Gotteslob oder Wahnsinn, sie singen.



WOLF SENFF RÄTSEL UM ELDIN

Termoth der Hüne erzählte davon. Er war vertraut mit der Stadt, mit dem Gespräch an den Tischen der Schänken, er wußte es eben. Doch er fuhr unter Scammon und mußte sich hüten, daß dieser davon Wind bekam, denn auch Scammon war darin verwickelt und zeigte sich nicht von seiner besten Seite, keineswegs – aber gemacht.

Weder auf Scammons »Boston« noch auf der »Marin«, dem Begleitschoner, den Termoth als Bootsmann führte, hätte er das Wort ergriffen, die Rollen waren strikt verteilt, die Dinge verlangten nach

Ordnung.

Die Walfänger blieben eine Bühne für Sut; Termoth erzählte in den Spelunken der Stadt, in den schäbigen Wirtsstuben der Barbary Row, dort fand er sein Publikum, und todsicher stammte sein Wissen um Eldins Affaire von dort. Die einen nahmen das als Grund, an Termoths Geschichte zu zweifeln, die anderen glaubten seinen Worten aus just demselben Grund.

Er stand an die rissige Theke gelehnt und studierte die Gäste, er kannte die meisten, und jetzt, am späten Nachmittag, trafen die Männer von den Claims ein und würden mit den Walfängern gleichziehen. Über Termoth war wenig bekannt, außer eben, daß er als Erzähler die Menschen in seinen Bann schlug.

Seine Auftritte waren temperamentvoll – seine Stimme wurde eindringlich, er konnte flüstern, flocht Pausen ein, er dramatisierte den Vortrag, wandte sich dem Publikum zu, bewegte sich, sein Gesicht wurde zornrot, er atmete schwer, er rhythmisierte die Sprache, er reimte, er stampfte mit dem Fuß, ach, die Mittel sind ohne Ende, das Leben selbst tritt zutage, gereiftes Leben, ein wundervolles Ding ist die Sprache.

Schwierig, sagte Termoth: Die zehntausend Dinge sind brüchig. Er lächelte. Dem Publikum fuhr der Schrecken in die Glieder. Es war ein Lächeln abgrundtiefer Verzweiflung – von wo nahm er das? Er war kerngesund. Ihm fehlte doch nichts.

Die Zukunft, sagte er, wirft bedrohliche Schatten. Wir müssen uns wehren, sagte er. Es geht, sagte er, um die Ausrottung menschlicher Existenz. Kalifornien steht in Flammen.

Wie das, fragte sich McAlister.

Termoth war immer schon ein eigenwilliger Kauz, sagte sich Pirelli.

Sich gegen die Zukunft zu wehren, fragte sich Mahorner: Ein Unding.

Eine verrückte Zeit, sagte Termoth, in der der Mensch sich zu grenzüberschreitenden Leistungen antreibe und prahle, er werde den Weltraum erobern, welch lächerlicher Vorsatz, Kinder haben diese albernsten Träume, und er werde eine künstliche Intelligenz herstellen und was weiß ich nicht.

Was das sei, künstliche Intelligenz, fragte Gramner, und seit wann, spottete er, sei Intelligenz künstlich.

Ein Scherz, erklärte Mahorner, diese Zukunft leide an ihren infantilen Zügen. Die Verdammten dieser Erde hätten die Hoffnungen nicht erfüllt, die in sie gesetzt wurden.

Der Wal, stellt euch vor, sagte Termoth, werde seriell zur Strecke gebracht, Technologien ersetzen die natürlichen Abläufe, und sie seien nun in ungeahntem Ausmaß beschleunigt.

Wir erleben es mit der Dampfschiffahrt, sagte Mahorner.

Der Mensch mutiere zu einem Ungeheuer, er hinterlasse tödlichen Abfall.

Ach was, rief der Zwilling und leerte sein Glas. Wen kümmere die Zukunft! Carpe diem!

Hör doch zu, brüllte ihn sein rothaariger Nebenmann an und hieb ihm auf die Schulter, daß gleich das Glas zu Boden fiel, die Atmosphäre an diesem Tisch war aufgeladen, der Zwilling schlug mit der Faust auf den Tisch und erstarrte vor Wut. Sanctus, der ihm still gegenüber saß, erschrak zu Tode. Die Luft war heiß und trocken an diesem frühen Abend, der Lärm der Straße drang durch die geöffneten Fenster.

Termoth, erklärte Pirelli, sei ein Navajo. Sie lebten im Grenzreich von Utah, Arizona und New Mexiko. Zum Walfang finde sich eben Volk aus aller Herren Länder. Das sei kaum anders als bei den Goldgräbern. Er habe Termoth einmal beobachtet, daß er

SLATA KOZAKOVA BITTE NICHT DIESEN PULSIERENDEN SCHMERZ

Warum tut mein Kopf weh, ich weiß es nicht. Vielleicht liegt es daran, daß ich nicht ausgeschlafen habe, aber ich bin immer ungeschlafen, egal, wie lange ich schlafe, manchmal kommen die Kopfschmerzen sogar ausgerechnet an dem Tag, an dem ich eigentlich genug geschlafen habe, acht, neun Stunden durchgeschlafen, vielleicht liegt es dann genau daran, daß ich ausgeschlafen habe und mein Körper das nicht verarbeiten kann, so viel Schlaf auf einmal.

Manchmal liegt es daran, daß ich wenig gegessen oder getrunken habe oder beides, das kommt vor, aber jetzt habe ich gegessen und getrunken, und es wird nicht besser. Manchmal liegt es daran, daß ich gestreßt, moralisch unter Druck gesetzt bin, die Zeit ist knapp, und ich schaffe nichts von dem, was ich doch schaffen wollte, was ich schaffen muß, irgendwas muß man immer, irgendwas Unangenehmes, Zeitintensives, Langweiliges, ich denke ständig daran, tu es aber nicht, weil es so unangenehm ist.

Gerade fällt mir aber nichts ein, alles ist eigentlich in Ordnung, und was nicht in Ordnung ist, kann man so schnell nicht ändern, also alles wie immer, warum tut bloß mein Kopf weh. Sogar damals vor drei Jahren, als ich kurz nach der Entbindung panisch zum Arzt lief, um mir eine Spirale einsetzen zu lassen (es war natürlich noch zu früh dafür) und jeden Tag vor Angst zusammenfuhr, ich könnte nochmal schwanger werden, auch damals hatte ich nicht solche Kopfschmerzen, im Gegenteil, ich war gesund und munter, es muß an etwas anderem liegen, an etwas Physischem. Verspannungen, Sport, Physiotherapie, Akupunktur, ja, das gab es alles auch schon, Massage war ganz angenehm, aber auf der anderen Seite auch wieder nicht, weil es sich nach etwas Verbotenem anfühlte, was man auch gar nicht haben wollte, so alleine von einem Therapeuten massiert zu werden, und zu einer Frau würde ich nicht hingehen, einer Frau würde ich nicht glauben, da funktioniert der Placeboeffekt nicht, und die Massage hat auch keine Wirkung.

Hormone könnten es sein, mit denen läßt sich alles erklären, Kopfschmerzen, Stimmungsschwankungen, Depressionen, Lust, Unlust, Zeugung, Geburt, alles in der Welt läßt sich irgendwie auf Hormone zurückführen. Aber das ist mir zu allgemein, das bringt mir nichts, Hormone sind mir zu philosophisch, und ich will etwas Konkretes als Grund dafür haben, warum es mir so schlecht geht. Bestimmt gibt es esoterische Erklärungen dafür, zum Beispiel daß mein zweites Ich aus mir hinaus will und meinen körperlichen Rahmen sprengt oder ein drittes Auge oder eine vierte Seele, was soll ich mit so vielen Teilen, mir reichen meine beiden kleinen Augen, ein bescheidenes Ich, eine Seele, ein Kopf, aber bitte normal, gewöhnlich, ohne diesen pulsierenden Schmerz.

Ein Glas Wein am späten Abend zu Hause hilft ein bißchen, macht aber Angst, daß es zum ständigen Mittel wird, und der Druck hinter dem linken Auge wächst, die Ader auf der linken Schläfe läuft an und pulsiert, dehnt sich immer weiter aus, ich sehe schlecht, mir wird schwindlig, ich sehe gar nichts mehr. Irgendwann übergebe ich mich, weil ich vorhin dummerweise etwas gegessen habe, hocke auf dem Boden und berühre mit dem Mund fast den Toilettensitz, weine, zittere, lege mich auf das Bett und weine noch ein bißchen, bis ich einschlafen kann.



KONSTANTIN ULMER VOM KNIRSCHER, EINEM ECHTEN HUMANISTEN

Das hatte nichts Draufgängerisches, wenn er aß. Er nahm nur kleine Happen, ließ sich Zeit dabei, ohne nachlässig zu wirken oder langsam. Hunger kannte er kaum, zu rhythmisch, morgens, mittags, abends setzte er sich an den Küchentisch und kaute, schluckte. Weil das dazugehört, wenn man ein Mensch ist, dachte er. Das wird zerlegt, man tut auch was dafür, in dieses, jenes und dann laufen die Prozesse.

Da wußte er Bescheid: Er liebte sich Bücher aus der Bibliothek und mochte die Metapher, er verschlang sie. Entspannt war er dabei und konzentriert, atmete tief, er schnappte zu und konnte sich das merken. Kartoffeln, aus den Anden ursprünglich, haben fünfzehn Prozent Stärke, achtundsiebzig Prozent Wasser, der Brokkoli, kleinasiatisch, die Vitamine K und C vor allem, das Muskelfleisch, vom Schwein, nur zwei Gramm Fett auf hundert. Vom Salbei, *Salvia officinalis*, den trank er gern als Tee, vergaß er von gut sechzig Inhaltsstoffen höchstens drei. Es ging ihm nicht um die Gesundheit, nicht vorsätzlich. Das war einfach angebracht, man brauchte eine Ordnung, das hatte mit Balance zu tun, wer wollte ihm da widersprechen. Du bist, was du ißt, murmelte er vor sich hin, was bist du sonst, das war Philosophie. Er kontrollierte das und schaute seine Glieder an, acht Prozent Körperfett, die Muskeln. Er wußte ihnen zu befehlen.

Und wenn er wen bekochte, eine Frau womöglich, dann wucherte er, konnte investieren. Ein kleines Lustspiel, um sie zu erinnern, was man weiß vom Essen. Im Mittelalter dachte man, daß Grünkohl, auch Muskatnuß, wie das wirkt. Dann wurde er gelobt, für den Geschmack, weil die nichts wissen, dachte er und dachte an ihr Fleisch. Daß man auch mit ihr schlafen könne, das erschreckte ihn nicht, er war ja nicht erhitzt und kannte sich auch aus mit den Hormonen, eines kam schließlich vom andern.

Manchmal, ein Anflug nur, dann trieb er durch die Stadt, durch den Geruch von Kochen, Backen, Braten. Er sah dann zu und fand dabei: Ein Asket, das sei er nicht, doch dieses Fressen, diese Geilheit ist abscheulich. Und wer nicht kaute, wer nur lief, der schien das gar nicht zu bemerken, wie Blinde schoben sie sich durch die Straßen, wenn einer bettelt, schwarzfährt, ja, schon glotzten sie und glotzten. Nur das, das große Fressen, das ertrugen sie so einfach. Verfettung gab das, Diabetes, wünschte er, ihr sterbt auch früher, wünschte er, und hat sich das gelohnt? Dann schnappte er nach Luft und lauerte, er horchte hier und dort. Er ging, denn er war konsequent, auch auf Distanz dazu, er zog sich weg und reckte seinen Hals, ein bißchen Furcht blieb doch noch vor dem eignen Magen, daß der hetzte gegen ihn. Umgarnen, überlisten gar, das ließ er sich nicht, von denen nicht.

Wenn er danach nach Hause kam, meist spät, dann war er aufgewühlt, setzte sich an seinen Küchentisch, betete runter: Vollkornbrot mit Sonnenblumenkernen, dies und das, das beugt auch vor, verhindert Zahnfleischbluten, Fettsäuren sind ungesättigt. Dabei verlor er langsam Spannung. Er schluckte nicht, er mahlte seine Wut ganz langsam, sein Kiefer rieb sich selbst im Schlaf noch, knirschte.

Wer ihm das vorhielt, fand er, hatte unrecht. Daß er nicht genießen konnte, so war das ja nicht, dann aß er süß, Erdnußbutter, darauf Marmelade, es kam nur auf die Mengen an. Manchmal auch ein Glas Wein, die Gärung ohne Zusatz: So viel darf man vom Leben doch verlangen.

Da stehen einige Frauchen und Herrchen mit ihren Hunden. Sven begrüßt die Hunde sehr persönlich, zu den menschlichen Begleitern nimmt er nur den minimalsten Kontakt auf, aller kleinste Gesten. Alle sind glücklich, daß er da ist. »Ein Genie«, flüstert mir eine Frau zu. Wir warten noch auf Mäuschen, sagt Sven.

Da kommt eine Frau in einem karierten Mantel, sie zieht einen großen gefährlichen Rottweiler über den Gehweg: »Mäuschen, lauf!«. Ich schaue zu dem süßen Wuschel, der jetzt von der anderen Straßenseite kommt, bis ich kapiere, daß der Rottweiler Mäuschen heißt. Die Frau sieht meinen Blick: »Er war als Welpen ganz zart!«. Ach so.

Sven unterhält sich mit Mäuschen.

Erst wird das Überqueren der Straße geübt. Menschen und Hunde haben sich aufgereiht. Ich darf direkt neben Sven stehen. Er erläutert mir seine Philosophie, der Hund muß folgen, aber er muß das freiwillig machen, auch der schwierige Hund. Der Hund will menschliche Autorität. »In dieser Gruppe ist Mäuschen das Problem«, flüstert Sven mir zu, »er hat kein Vertrauen.« Den Eindruck hatte ich auch.

Im Gelände wird »Platz« geübt. Jetzt erfahre ich Svens Geheimnis. Es ist ein Wort, das Wort »und«. Sven sagt nicht Platz, sitz, er sagt »und sitz«, »und lauf«. So hat der Hund, erklärt Sven mir seine Philosophie, durch das Wort »und« Zeit, sich auf den kommenden Befehl zu konzentrieren. Ich überrumple ihn nicht und der Hund fühlt sich verstanden.

Alles Quatsch, oder?

»Svens Stimme bewirkt Wunder! Sie hätten Mäuschen vor dieser Schulung sehen sollen«, sagt das Frauchen von Mäuschen. Ich finde, er sieht immer noch so aus, als wolle er gleich Hackfleisch aus mir machen.

Nach dem Training führt Sven die Gruppe auf eine Wiese, die Sonne scheint durch die glitzernden Bäume. Die Hunde haben jetzt freien Auslauf, Sven sagt zu mir: »Spielzeit ist wichtig.« Der kleine Wuschel dreht völlig auf, aber Mäuschen legt sich gelangweilt unter einen Baum, er will nicht den frischen Wind auf seinem Fell spüren, auch wenn ihm das sein Frauchen mehrmals nahelegt.

Sven verabschiedet sich nun schnell, er hat heute nachmittag noch eine Welpengruppe in Lüneburg. »Sie wären die Richtige für Mäuschen«, ruft er mir vom Taxi aus zu. Offenbar hat er meine Ängste bemerkt. Ich fühle mich verstanden.



MELITTA ROTH WEGEN DER ÖKONOMIE

Sie zählt ihre Schritte. Das hatte sie sich so angewöhnt in den fünfzehn Jahren, es geschah ganz automatisch. Drei Schritte vom Hocker zum Herd. Sieben zur Küchentür und weitere acht Schritte bis zum Sofa. Nur keinen Schritt zu viel. Sie muß gut haushalten, muß ihre Energie sparen. Nur so hatte sie überlebt: Durch Ökonomie der Bewegung.

Wegen der Ökonomie haben sie sie damals auch abgeholt. Ihr Vater war ein Händler gewesen, ein kleiner Krämer im Dorf. Bürsten und Körbe und Seifen, lauter Waren für den Haushalt. Eigentlich zu wenig für einen echten Bourgeois. Genug, um ein Kulak zu sein. Genug, um die Tochter der Kulaken abzuholen. Sie bekam fünfzehn Jahre wegen konterrevolutionärer Umtriebe und Kulakentum. Fünfzehn Jahre ohne Briefrecht.

Andere können danach nur mit einem Stück trockener Brotkruste unterm Kopfkissen einschlafen. Sie zählt Schritte. Vom Sofa zum Fenster sind es fünf. Dort verharrt sie dann stundenlang. Starrt auf den Hof. Runter, wo tagsüber die Metallschaukel quietscht, daneben eine Bank. Darauf sitzen die alten Weiber aus den umliegenden Häusern und knacken ihre Sonnenblumenkerne, striken irgendwelche Schals aus grauer Wolle und tratschen. Sie will nicht tratschen. Ihre Nichte bringt ihr die Lebensmittel vorbei, so braucht sie die Wohnung nicht zu verlassen. Zu viele Schritte. Allein die Treppe hinunter auf die Straße, sieben und achtzig Stück.

Sie schlurft in die Küche zählt mit, vier, fünf... Am Herd bleibt sie stehen, zündet das Gas an. Ein Tee wäre jetzt gut. Sie wartet, schaut in die Gasflämmchen, betrachtet die Kacheln mit den kleinen blauen Strichen, wie Regen. Ein Kalender vom chinesischen Imbiß hängt neben dem Kühlschrank. Mit viel Rot und Gold und Zeichen, die sie nicht deuten kann. Sie schaut die Kinder, die darauf gemalt sind, gern an. Sie haben Speckfalten und wulstige Ärmchen. Drei Schritte, dann ist sie am Tisch.

Sie trinkt ihren Tee mit Brombeermarmelade, die ihr auch Irina mitgebracht hat. Die Tochter ihres jüngsten Bruders. Ihr Bruder Aljoscha war erst dreizehn damals. Ihn hat eine entfernte Tante bei sich versteckt gehalten und ihn als ihren eigenen Sohn ausgegeben, das hatte ihn gerettet. Was aus den anderen geworden ist, weiß sie nicht. Vielleicht leben sie irgendwo unter einem anderen Namen. Vielleicht lebt keiner mehr von ihnen.

»Deine Tante ist etwas wunderbar!«, sagen die Leute zu Irina. Die Nachbarinnen, die Freunde und Oleg, ihr Mann.

Ja, ein wenig wunderbar mag sie sein. Kaut die Haut von der Stolitschnaja ab, bis nicht eine Faser Wurst mehr dran ist. Macht sich bis zu fünfmal einen Aufguß vom selben Teebeutel. Bis er nach nichts schmeckt. »Nimm doch neuen Tee, ich habe dir genug besorgt«, sage ich ihr jedes Mal, »das ist ein ganzes Kilo, du mußt nicht sparen.« Aber nein, die Tante trinkt heißes Wasser mit ein wenig Farbe drin.

»Was kann ich da tun, wie kann ich wütend auf die alte Frau werden«, sagt Irina zu den Nachbarn, den Freunden und zu ihrem Mann, »nachdem, was die erlebt und vor allem überlebt hat. Verhaftet hat man sie, da war sie keine zwanzig. Als sie wieder da war, mit der alten Fufaika und einem Sack über der Schulter, war sie kaum wiederzuerkennen. Ein altes Weib mit nur Mitte dreißig.«

Bei dem kleinsten Geräusch schreckt sie zusammen, traut sich kaum aus dem Haus. Weiß nicht, was sie antworten soll, wenn ihr die einfachste Frage gestellt wird.

»Na, Tantchen, was hast du heute gemacht?«

Was wird sie schon gemacht haben, den ganzen Tag eingesperrt im vierten Stock. Der Fernseher läuft, aber Irina hat nicht den Eindruck, als ob sie viel mitbekommt, von dem was da tagein tagaus auf der Mattscheibe flimmert. Manchmal bleibt sie mitten im Raum stehen und traut sich nicht weiter, als wäre da eine unsichtbare Linie, ein Elektrozaun mitten in ihrer Wohnung. Harrt ein Weilchen aus und setzt dann ihren Weg fort. Zögernd mit geduckter Haltung.

Immerhin, sie kann sich noch gut bewegen. Ja, die Beine sind noch in Ordnung. Sieben Schritte bis zum Schrank, dann weitere zwölf ins Bad und neun bis zum Bett. Das Scharren in den anderen Etagen, bis es ganz still ist. Wenn sie keine Schritte zählt, hört sie ihr Herz ganz laut pochen. Heute war ein Tag. Und morgen kommt ein neuer Tag. Darüber hinaus nichts. Nur Schritte zählen.

an Bildern arbeitete auf dem Strand der Ojo de Liebre, wo sie mit Scammon und Eldin auf Walfang gewesen seien.

Skurril, sagte McAlister und lachte.

Absurd, sagte Pirelli. Es handle sich um künstlerische Objekte, Sandgemälde, nicht auf Dauer angelegt, er schaffe sie während der heilenden Sitzungen der Schamanen, und sie würden noch am selben Tag ausgelöscht und verwehten. Sie beruhten auf Überlieferung und würden außerordentlich geschätzt, seien aber vergänglich, Termoth sei ein angesehener Künstler gewesen.

Ein eigenartiges Verständnis von Kunst, sagte Mahorner und staunte. Würden Gemälde nicht gehängt? Wozu unterhalte der Mensch kostspielige Museen und kümmere sich?

Es handle sich um eine grundlegend andere Auffassung, sagte Pirelli, verstehst du?

Schwierig, unterbrach Thursday, und von einem Sandgemälde zu reden, sei nicht richtig. Die Navajo benutzen für diese Bilder zermahlene trockene Pflanzen und Schotter. Diese Arbeit sei Teil einer Zeremonie, die Götter herbeirufe oder heilige Wesen wie den Wind, den Donner, den Regenbogen. Sie diene der Heilung und könne sich über mehrere Tage erstrecken, von Liedern und Gebeten begleitet.

Sanctus mischte sich nicht in diese Gespräche ein. Den Navajo galt die Welt nicht als fertig, nicht als vollendet geschaffen, wußte er, sondern sie unterlag der Veränderung und Manipulation, die Rituale halfen Mängel zu korrigieren, oder sie schützten vorbeugend. So war die Art der Navajo, das Leben zu erhalten und sich in der Welt zu bewegen.

Geht er zurück, fragte Bildoon.

Das weiß er vermutlich selbst nicht, sagte Thursday.

Sie werden ihn vermissen, sagte Bildoon.

So wird es sein, sagte Thursday. Die Kräfte des Universums, so heißt es bei ihnen, seien subtil balanciert. Sie litten leicht Schaden, und allein der Mensch, so die Navajo, sei imstande, ihr Gleichgewicht wieder herzustellen.

In der Stadt San Francisco, sagte Termoth, wachse eine desaströse Zukunft heran.

Silicon Valley, klang es empört von den hinteren Tischen, wo die Goldgräber saßen, und erneut: Kalifornien steht in Flammen!

Die Menschen setzen sich unter Streß, sagte Termoth, wieder und wieder messen sie ihre physische Leistungsfähigkeit und schärfen ihre kognitiven Fähigkeiten; in den Künsten etablieren sich Leistungsansprüche, nein, ihr stellt euch das nicht vor. Sie opfern sich auf für die irrwitzige Idee, die ihnen abverlangten Leistungen zu erbringen. Und was, fragte er: Der Mensch fühle sich ausgebrannt.

Thursday lächelte. Gevatter Tod entfalte sich, sagte er, und werfe düstere Schatten über den Planeten.

Die Völker litten unter den Dämonen Wachstum und Fortschritt, sagte Termoth.

Sei das die Zukunft, fragte der Zwilling.

Das wundere ihn nicht, sagte McAlister.

Heute müsse man aufmerken, sagte Termoth, es sei an der Zeit, sie zu verhindern.

Er habe von dem Rätsel um Eldin erzählen wollen, nicht wahr, erinnerte ihn der Zwilling.

Wo da ein Rätsel liege, fragte Termoth erstaunt. Annabelle lebe in einer Walstation der Baja California, wenige Meilen nördlich der Ojo de Liebre.

Habe sie sich nicht lange Zeit in den Schänken der Barbary Row aufgehalten, fragte der Zwilling.

So sei es gewesen, erwiderte Termoth, doch sie ist eine selbständi-

ge Frau, versteht ihr, sie ist streitbar, ein süßes Geschöpf, umtriebig und hat alles unter Kontrolle, braune Augen, ein freches Gesicht, mädchenhaft, ein Fratz, streitbar, kurzes, strähniges, rotbraunes Haar. Ihre durchdringende Stimme geht den hartgesottensten Kerlen unter die Haut.

Sie ist dann da weg, fragte Bildoon.

Und was denn mit Eldin sei, wollte Harmat wissen.

Weshalb sie weg sei, fragte Bildoon.

Sie war ausgebrannt, sagte Termoth.

Das war dann die Zukunft, fragte Bildoon.

Jede Zukunft, erklärte Termoth, habe in der Vergangenheit Wurzeln, die es zu kappen gelte, das sei die vornehmste Aufgabe jeder Gegenwart.

Verstehe ich das, fragte Bildoon.

Eine Gegenwart müsse gewährleisten, daß die Zukunft balanciert sei. Termoth lächelte. Daß der Mensch ausgebrannt sei, erschöpft, am Ende, das werde in der entwickelten kapitalistischen Ökonomie massenhaft auftreten, sagte er, die Antidepressiva, anstatt zu lindern, würden die Symptome verstärken, daß du gar fürchtest, das Leben werde ersticken, der Planet werde ausbrennen – da sei es beizeiten geboten, die Arbeitsabläufe in andere Bahnen zu lenken.

Du willst den Walfang anders gestalten, fragte Harmat erschrocken.

Unsinn. Termoth lächelte. Im Gegenteil.

Ich verstehe nichts, klagte Thimbleman.

Was es da nicht zu verstehen gebe, fragte Pirelli. Termoth will die massenhafte industrielle Tötung der Wale im Vorwege unterbinden. Das sei ein kühner Gedanke, nicht wahr, bereits in unserer Gegenwart die der Zukunft schädlichen Wurzeln zu kappen.

Pirelli versteht, wovon du redest, oder, fragte Thimbleman.

Termoth nickte und lächelte.

Bravo, rief der Zwilling und applaudierte. Kapitalismus ist eine verheerende Seuche.

Seine Tischnachbarn blickten ihn skeptisch an. Der Rotschopf bestellte einen Bourbon.

Sanctus strich über seine buschigen Brauen und schwieg.

Annabelle war ausgebrannt, versteht ihr, sagte Termoth. Deswegen verschwand sie von einem Tag auf den anderen aus der Stadt. Nein, ich kann nicht sagen, wie sie zur Walstation kam und wer ihr dabei half, woher soll ich das wissen, und das interessiert auch niemanden.

Oh doch, protestierte McAlister aufgeregt. Die Männer an seinem Tisch warfen ihm scheele Blicke zu. Seine Beliebtheit erreichte keine Spitzenwerte, die Atmosphäre knisterte, die Goldgräber sahen verärgert nach den Walfängertischen. Doch viele hier erinnerten sich an Annabelle. Wer bislang kaum zugehört hatte, sah Termoth nun erwartungsvoll an.

Annabelle sei ein einzelner Fall, sagte er. Anfangs fühlte sie sich emotional, bald darauf auch körperlich verausgabt, sie kam sich hilflos vor, verlassen, hoffnungslos; sie zweifelte an sich, ihre Bindung an den Alltag riß ab, und endlich erfüllte sie heftiger Widerwille gegen alles und jeden.

Thimbleman seufzte erschöpft. Es war immer angenehm, Termoth zuzuhören, doch er fühlte sich überfordert.

Annabelle, sagte Termoth, kam in der Walstation und der einsamen Landschaft der Sonora zu Kräften.

Die sie gekannt hatten, waren erleichtert, manch einer hatte sie vermisst. Sie beruhigten sich und wandten sich ihren Gläsern zu. Aber sie wunderten sich dennoch, was ausgerechnet Eldin damit zu schaffen hatte, Scammons Erster Offizier.

Sie kehrte nicht nach Frisco zurück, fragte der Zwilling.

Nur daß eben diese Einzelercheinung sich zu einer Epidemie auswachsen werde – die Menschen, egal welchen Alters, seien erschöpft, sagte Termoth, die Anforderungen überstiegen ihre Kräfte, versteht ihr, die Völker seien ausgebrannt, Zynismus greife um sich.

Wie er sich das vorstellen solle, fragte Thimbleman. Der Mensch sei müde, erschöpft, ausgelaugt, da müsse er halt ausschlafen.

Nimm das nicht auf die leichte Schulter, warnte Termoth. Die Menschen würden nicht einmal mehr in einen erholsamen Schlaf fallen, das Gerüst ihres Lebens sei mürbe, ihr Atem verliere seine natürlichen Rhythmen, ihre Gedanken schweiften ungezügelt umher.

Es stinkt ihnen zum Himmel, tönte es von einem der hinteren Tische.

Und wir sollen das verhindern, fragte McAlister entsetzt.

Die Menschen verlören das Interesse an den integrierenden Strukturen des Lebens, Vagabunden und Hazardeure usurpierten die Macht.

Ob das nicht Verschwörungstheorien seien, wandte Mahorner ein: Sei das nicht Panikmache?

Rückblickend seien die Menschen einem schier unaufhaltsamen Prozeß unterworfen, erklärte Termoth: Der Kapitalismus griff nach der Herrschaft.

Gewissenlos sei der Mensch, klang es lärmend von den Tischen der Goldgräber. Er taue zu nichts!

Sanctus schwieg.

Das sei unbegreiflich, räumte Mahorner erzürnt ein. Seine Habgier bringe ihn um den Verstand.

Termoth lachte entspannt. Du bringst es auf den Punkt, sagte er.

Was können wir tun, fragte Mahorner.

Er habe nicht von Eldin erzählt, erinnerte Harmat.



HERMANN DUROS ZWEI GESCHICHTEN

Schöne Freunde

An diesem Morgen, an dem er Holger wieder in den Zorn trieb, verbündete sich Markus nicht mit mir, wie er es zuweilen tat, um eine noch verheerendere Wirkung zu erreichen. Doch will ich mich damit nicht freisprechen und keineswegs behaupten, daß mich das Folgende kalt ließ.

An der Sache mit dem Autoquartett traf Holger allerdings eine Mitschuld. Beim Kartenspiel gab sich sonst keiner von uns eine Blöße. Half es doch schon, wenn man sich mit dem Thema generell etwas befaßte. Von Vorteil war es zum Beispiel zu wissen, daß ein McLaren nicht zu schlagen war, außer vielleicht, man zog zum Vergleich das ›Leergewicht‹ heran, wo er kaum mit einem Kleinwagen konkurrieren konnte, weil er zuviel wog.

Ich hatte in dieser überschaubaren Welt der Pferdestärken und Höchstgeschwindigkeiten schnell den Dreh raus. Außerdem beschäftigte ich mich nahezu ständig mit Autos, kaufte mir, wenn es das Taschengeld zuließ, Zeitschriften, zeichnete Woche für Woche mit Sicherheit eine ›Designstudie‹ (auf die Windschnittigkeit des Entwurfs kam es mir dabei besonders an) und war durch die Gespräche auf dem Schulhof und ein wachsam Auge auf alles, was vier Räder hatte, bestens informiert.

Holger dagegen schien sich nicht einmal oberflächlich mit der Materie auseinandersetzen zu wollen. Trotzdem mußte er bei jeder Runde dabei sein und besaß selbst ein Autokartenspiel (ich: vierzehn). So kam es fast zwangsläufig, daß er in den morgendlichen Partien auf dem Schulweg an Markus, an mich und hin und wieder sogar an Adrian Lehrgeld zahlte.

Empfand er nicht das erhebende Gefühl, zu dem uns die Karten verhalfen, indem sie uns schon damals ein wenig in eine Welt einführten, die uns noch bis zur Volljährigkeit verschlossen bleiben würde? Wenn man nur die Zahlen, die die Modelle auszeichneten und einzelne darunter hervortreten ließen, gut einzusetzen verstand!

Möglicherweise war Holger zu sehr Mathematiker. Er kam mit Zahlen, anders als ich, bestens zurecht, als daß er sie derart banal versammelt für sich wirken lassen muß. Auf dem Weg zu einem richtigen Rechenergebnis kannte er keine Angst. Vielleicht war er deshalb, wenn er es einmal erreicht hatte oder ein Wert von vornherein feststand, so unkreativ.

Für mich hingegen waren Zahlen nicht bloß in der Schule an ein Empfinden des Ausgesetztseins geknüpft. Einzig in Verbindung mit den Autos verfügten sie nicht über mich, sondern regierte im Gegenteil ich sie.

Dann also kommt der Morgen, an dem Markus Holger zum vierten Mal hintereinander nach dem ›Leergewicht‹ fragt, obwohl eine Regel nach drei Fragen in der gleichen Kategorie den Wechsel vorschreibt. Holger kostet es den McLaren, der – bitter genug – als Perle in seinem einzigen eigenen Kartenspiel steckt.

Wir sind am Ende der steilen Treppenstaffel angekommen, als es knallt. Holger schlägt Markus, der gerade mit einem triumphierenden »Jawoll!« die geballte Faust zu sich herangezogen hat, die Karten aus der Hand und wirft seine hinterher. »Verlieren ja, aber nicht so«, drängt er wütend auf Markus ein. »Das ist nämlich nicht erlaubt, daß du viermal das Gleiche fragst.« Spucketrophen fliegen, angewidert weicht Markus zurück. Holger stolpert hinterher und knickt dabei fast um, doch irgendwie erwischt er Markus am Kragen.

Etwas Dunkles schießt in dem Moment heran, als die beiden auf die Straße wirbeln, ineinander verkeilt hin und her wanken und sich wild anblitzen. In einer Sekunde spielt sich das emblematische Programm eines Unfalls mit Personenschaden ab: Vollbremsung, quietschende Reifen, Konflikt ungleicher Massen. Ein VW Passat rutscht auf Markus und Holger zu. Gelähmt, doch mit einigem Bedauern registriere ich, daß es sich um ein älteres Modell handelt, das nicht einmal bei den Felgen die Sonderausstattung hat.

Rotgeheult und heisergeschrien schlurft Holger hinter uns her. Der Anschuß des Autofahrers ist zwar auch an Markus nicht spurlos vorbeigegangen, doch Holger hat er endgültig niedergestreckt. Zum Glück ist nichts weiter passiert: Vier erschreckte Gesichter (eines im Wagen, drei davor), eine Scheibe, die heruntergekurbelt wird, und ein Gebrüll, das den rotierenden Holger trifft. Markus gelingt es, sich zu mir auf den Gehweg zu verdrücken, während Holger, kleingestampft wie eine Mehlkartoffel, Name und Adresse nennen muß. Freundchen!

Als wir den Gong zur ersten Stunde hören, fangen Markus und ich an zu rennen. Ich werfe einen Blick über die Schulter. Holger ist völlig außer Atem, macht seltsam eckige Bewegungen mit den Ellenbogen. Sein Scout-Ranzen schlenkert auf dem Rücken, vorn steht ihm der Anorak weit offen, um den fleckigen Hals baumelt ein verheddeter Brustbeutel. Das gibt eine Erkältung, denke ich. Dann versuche ich Markus einzuholen, der schon einige Schritte

Vorsprung hat. Wir schaffen es zum zweiten Läuten ins Klassenzimmer.

Holger kommt zu spät. Verheult sieht er noch immer aus, als er auf seinen Platz in der ersten Reihe (neben einem Mädchen) rutscht und ungeschickt sein Zeug abstreift. Doch darauf achtet niemand, und es droht keine Untersuchung. Nicht einmal der Lehrer, der Holger nur kurz zunickt, scheint etwas zu argwöhnen. Stattdessen wendet er sich, nachdem er das Klassenbuch wie abwesend durchgesehen und darin einige Notizen gemacht hat, mit belegter Stimme an alle: »Kinder, ich muß euch eine schlimme Mitteilung machen: Euer Mitschüler Adrian hatte gestern einen schweren Unfall.« Kein Mucks im Zimmer, selbst Holgers hühnerbrüstiges Keuchen ist nicht mehr zu hören. »Beim Spielen auf einer Baustelle ist ihm ein Betonrohr auf die Oberschenkel gefallen. Obwohl er mehrere Stunden operiert wurde, wissen die Ärzte nicht, ob er seine Beine behalten kann.« Mein Kopf schwirrt. Selbst Markus schluckt, als ich mich zu ihm umdrehe.

Nach eindringlichen Warnungen, diese Dummheiten unbedingt zu unterlassen, sprechen wir darüber, wie wir helfen können. Die Klasse möchte Spielsachen sammeln, die Adrian ans Krankenbett bekommt, sobald es ihm besser geht. Von meinen vierzehn Kartenspielen gebe ich die zwei, die ich bei mir habe, und auch Markus schiebt einen Kartenstapel auf das Lehrerpult. Obenauf liegt der McLaren.

Ein Augenpaar in der ersten Reihe brennt Löcher in unsere Rücken. Verstohlen schielen wir zu Holger, ich rechne mit dem Schlimmsten. Doch er bleibt auf seinem Stuhl sitzen und starrt durch uns hindurch. »Schöne Freunde seid ihr«, wird er später an diesem Tag sagen, es dann aber auch dabei belassen.

Greiner

Als Greiner die ersten Zeichen des Alters an sich bemerkte, wurde ihm klar, daß er seinen Nachbarn Pflöck nicht am Leben lassen konnte, gewann dieser gefährliche Mensch doch ständig an Stärke und Einfluß, während er selbst mit jedem Tag schwächer wurde. Viel zu lange hatte er es ertragen, daß neben ihm ein Ungetüm feist wurde. Es zu stoppen, geboten sowohl Moral als auch Vernunft.

Pflöck! Vom Scheitel bis zur Sohle zeigte der Mann ein skrupelloses Wesen, das keine Grenzen akzeptierte, weil es hinter ihnen nur weitere Verlockungen fand, denen schnellstmöglich nachgegeben werden mußte. Mittel dafür war ihm sein Beruf. Konsequenterweise stellte ihn Pflöck über alles und jeden und versuchte darin ohne Rücksicht voranzukommen. Sein dabei keineswegs ausbleibender Erfolg – inzwischen war er Vize – führte dazu, daß er sein Handeln als etwas begriff, das einzig nach widerspruchslösem Gehorsam verlangte.

Wie gänzlich unhaltbar Pflöck doch war! Und zwar bereits durch die Art, wie er sich zur Welt insgesamt verhielt. Sie war für ihn Verfügungsmasse, auf die er ein verbrieftes Anrecht durch die Tatsache geltend machte, daß er lebte. Pflöcks Wirkungskreis mußte sich beständig ausdehnen, andere Perspektiven tolerierte er nicht.

Über Greiner streute er inzwischen ehrverletzende Gerüchte. Dieser grinse immerzu so dämlich (dabei war Greiner schon geraume Zeit nicht mehr zum Lachen zumute). Er rieche streng. Zu ungewöhnlichen Zeiten sehe man ihn ziellos umherirren. Was er denn durch sein Streunen bezwecke? Ob Greiner denn nichts zu tun habe? Gehe er überhaupt einer geregelten Arbeit nach, und wenn ja, welche Stellung bekleide er?

»Das Beste wäre, Sie abzuknallen«, hatte Pflöck vor kurzem unter Zeugen Greiner ins Gesicht gesagt. Damals wäre ihm Greiner am

liebsten an die Kehle gegangen, hatte dann aber nur den Mund verzogen und war davongetrottet (»Hab ich es dir nicht gesagt: Der klemmt den Schwanz ein, wenn man Druck aufbaut.«).

Pflöck mußte weg! Und eigentlich auch die Werte, für die er stand. Aber diese umzustürzen war ein Ding der Unmöglichkeit, Greiner gab sich keiner Illusion hin. Rudel wilder Tiere mochten eines Tages die dann grasüberwucherten Ruhmeshallen von heute durchstreifen – allerdings würde es bis dahin noch lange dauern. Doch Pflöck! Pflöck konnte man zeitnah besiegen!

An einem Sonntagmorgen im Mai setzte Greiner in Pflöcks geräumiger Doppelgarage, die stets offen stand, zum Sprung an. Sein Nachbar war völlig überrascht gewesen und hatte keine Gegenwehr geleistet.

Nach vierzig Minuten umstellten Spezialkräfte das Anwesen. Die hinterbliebenen Teile von Familie Pflöck – eine Frau, zwei Kinder – hatten sich im Obergeschoß verbarrikadiert. Zuvor waren noch Dokumente, die den geordneten Vermögensübergang sicherten, in die Tasche eines Morgenmantels gewandert.

Als der Versuch einer Kontaktaufnahme mit Greiner gescheitert war, rückte das bewaffnete Einsatzkommando auf ein Hornsignal hin vor. Es fand die Garage verwaist, lediglich eine hintere, in den Garten führende Tür stand offen. Hunde verfolgten die Spur des Flüchtigen in einen nahen Wald, verloren sie aber in einer Furt.

Einige Monate später wurde Greiners Leichnam in der Nähe einer Autobahn gefunden.



MARITA LAMPARTER DAS ZAUBERWORT

»Ich hab was für dich«, Kerstin ist am Apparat.

»Endlich eine Erfolgsstory für unsere Zeitung. Und du machst das Interview!«

»Ja, mit wem denn?«

»Unglaublich, sag ich dir. Er war bei uns in einer Orientierungsmaßnahme. Gastarbeiterkind. Kein Abschluß. Keine Ausbildung und jetzt schon Millionär. Mit einer Hundeschule«, sagt Kerstin.

»So eine Art Hundeflüsterer für Hamburg?«

»Ganz genau. Du machst es also? Und denk daran. Was ist sein Geheimnis, das wollen unsere Leser wissen. Sein Geheimnis!«

Ich treffe mich mit Sven im Mercado, oben im Café. Erkennungszeichen eine Hundezitung. Er hat auf der Nähe zum Bahnhof bestanden, denn er muß gleich weiter nach Frankfurt zum Hundezüchterkongreß.

»Bestellen Sie, was Sie wollen. Essen Sie. Ich bezahle.« Für diese große Geste, denke ich, bist du mit deinen 17 Jahren eigentlich noch zu jung. Ich nehme dankend an.

Sven, diesen Namen hat er sich selber gegeben, seinen türkischen Vornamen hat er abgelegt, »besser fürs Geschäft und paßt zu den blauen Augen, verstehen Sie?« Absolut.

»Dieser Kurs in ihrer Schule, der war ja auch Banane, interessierte ja keinen«. Er winkt ab.

Hm, denke ich, meinen Chef, den Bildungsreferenten schon, aber so auf die Schnelle fällt mir jetzt niemand anderes ein.

Letzten Monat hat er sich einen 3er BMW gekauft, den fährt sein Vater, bis er selber den Führerschein gemacht hat. »Sie glauben mir nicht, überzeugen Sie sich selbst. Kommen Sie!«

Wir treffen uns vier Tage später am Volkspark.